



Lesung im Grauen Hof

Tollkühnheit eines Feiglings

Hagen-Hubert Möckel liest Kinski

Von unserer Redakteurin
KERSTIN BEIER

Aschersleben/MZ. Der Mann hatte nicht alle Nadeln an der Tanne. So viel Fäkalsprache, so viel Pisse, Blut, Eiter, Arsch und Huren, die der Schauspieler Klaus Kinski in seine verzweifelten Verse goss - selten zu hören innerhalb einer knappen Stunde. Verzweiflung muss es wohl gewesen sein, die den Künstler zu solch starken Worten peitschte.

Hinter dem Obszönen versteckt sich eine Erkenntnis: Sein Leben lang drohte Klaus Kinski am Leben zu zerbrechen. Er war nicht nur ein exzessiver, schwieriger Mensch, der im Knast wie im Irrenhaus Halt machte, sondern auch ein sensibler, zerrissener Künstler.

Drastische Verse

Dies zu zeigen, war Anliegen des Ascherslebener Hagen-Hubert Möckel. Intensiv hatte er sich in die Biografie Kinskis gefressen, war abgestoßen und fasziniert zu-

gleich. Es drängte ihn, die drastischen Verse, die so viel Schmerz und Wut ausdrückten, einem breiteren Publikum nahe zu bringen. Und so ersann er gemeinsam mit Saxophonist Christian Kaiser die Idee, im Grauen Hof einen literarisch-musikalischen Abend unter dem Titel „Tollkühnheit eines Feiglings“ zu gestalten. Einen Abend, der dank der Büfett-Spezialitäten aus dem „Lederer Bräustübl“ auch noch zu einem lukullischen Höhepunkt wurde. Alle Zweifel an den eigenen Vortragskünsten und daran, ob Kinski dem Ascherslebener Publikum zuzumuten sei, erwiesen sich am Ende als unbegründet.

Monotonie und Stakkato

Hagen-Hubert Möckel, bisher vor allem als Blues-Enthusiast bekannt, hat es verstanden, den Tenor der Verse stimmlich zu erfassen, den Wechsel von deftig-kräftig und sentimental ins gebannte Publikum zu schleudern. Gegensätze der Gefühle drücken sich aus im aufregenden Wechselspiel von Monotonie und Stakkato der Stimme -



Hagen-Hubert Möckel liest Kinski im Grauen Hof Aschersleben, das musikalische Zwischenspiel hatte der Saxophonist Christian Kaiser übernommen.

MZ-Fotos: Frank Gehrmann

voller Leidenschaft versucht Möckel, Verzweiflung und Zerrissenheit des Schreibenden widerzuspiegeln. Besonders eindrucksvoll: „Der Irrenarzt“. Hier verarbeitete Kinski die Viecherei in der Irrenanstalt, nachdem er versucht hatte,

sich das Leben zu nehmen: „Hier scheißen nicht mal Ratten an die Wände . . . der Tod erscheint nur einmal wöchentlich und furzt mich müde an“, hat er festgestellt und fragte sich: „Warum wächst der Menschen Eiterstrauch durch mein

Gehirn?“

Nein, um Gefälligkeit der Worte ging es Kinski nicht, Schmerz kann man nicht flüstern in die Welt hinaus. Er wusste, dass er schreien musste, um gehört zu werden.